



SURPRISE

Migration

Wieder angespült

Wie ein Fischer in Tunesien
ertrunkene Geflüchtete aus dem Meer birgt

Seite 8

JEDEN FRANKEN WERT.

Das Strassenmagazin Surprise für CHF 8.–

Menschen in prekären Verhältnissen leiden gerade besonders unter steigenden Preisen. Surprise reagiert und erhöht am 8. September erstmals seit 14 Jahren den Heftpreis um zwei Franken.

Die Verkäufer*innen erhalten so einen Franken mehr Lohn pro Heft, um ihre gestiegenen Lebenskosten zu decken. Auch Surprise erhält einen Franken mehr, um höhere Produktionspreise und nötige Investitionen zu finanzieren.



**SURPRISE
WIRKT**

Haben Sie Fragen?

Lesen Sie mehr auf surprise.ngo/heftpreis

oder kontaktieren Sie uns unter info@surprise.ngo | 061 564 90 90

Surprise | Münzgasse 16 | 4051 Basel | www.surprise.ngo



Neben dem Traumstrand

Während Ursula von der Leyen zusammen mit Giorgia Meloni, der postfaschistischen Ministerpräsidentin Italiens, in Lampedusa aufs Meer hinausschaut, um darüber zu diskutieren, wie Europa inklusive der Schweiz noch besser abgeriegelt werden kann, **werden auf der anderen Mittelmeeraseite in Tunesien die Folgen dieser Politik sichtbar.**

Ich erinnere mich, auch schon in Tourismusprospekten durch das schöne Tunesien geblättert zu haben mit seinen weissen Traumstränden, wie das jeweils heisst. Gleich nebenan brechen flüchtende Menschen übers Meer auf. (Was sie nicht tun würden, hätten sie dazu keine zwingenden Gründe.) Hier werden sie auch wieder angespült, wenn sie es nicht schaffen. Redaktionskollege Klaus Petrus war vor Ort und erzählt von einem Fischer. Statt Fischen hat dieser regelmässig Leichenteile im Netz. Er gibt ihnen ein Grab. Das sei **seine eigene Form von Menschlichkeit auf Erden**, die er pflegt, sagt er, ab **Seite 8.**

Der Schweizer Fotograf Hans Peter Jost hat ein Bett unter einer Brücke gefunden. Es ist der Schlafplatz eines Mannes aus Bulgarien. Jost kommt mit ihm ins Gespräch, fotografiert den Schlafplatz mit Erlaubnis des Mannes in regelmässigen Abständen. Ein Fotoessay zur **Obdachlosigkeit in unserer Mitte**, ab **Seite 14.**

Passend dazu spricht der Künstler und Kunstwissenschaftler Stefan Zillig über die Abbildung von Armut. Das Zeigen, das **Erzählen ist eine Gratwanderung**, und es lauern immer Abgründe. Ein solcher kommt auch in einer Szene beim Fischer in Tunesien vor: Es geht darum, was passiert, wenn Journalist*innen die immergleichen Fragen stellen – und Betroffene die immergleichen Antworten liefern. Hören Sie dazu auch unseren Podcast zum Thema, Angaben dazu auf **Seite 13.**



DIANA FREI
Redaktorin

4 Aufgelesen	8 Migration Tunesien im Dilemma	18 Bildende Kunst Ob und wie sich Armut darstellen lässt	27 Tour de Suisse Pörtner in Sursee
5 Na? Gut! Kein Gefängnis fürs Fahren ohne Billett	14 Fotoessay Obdachlos in Zürich	22 Ausstellung Schutzräume Europas	28 SurPlus Positive Firmen
5 Vor Gericht L'Abaya: ceci n'est pas une robe		24 Theater Vom Schiff, das Emotionen transportiert	29 Wir alle sind Surprise Impressum Surprise abonnieren
6 Verkäufer*innenkolumne Mein Schock nach Ruedis Tod		25 Buch Facetten des Verlusts	30 Surprise-Porträt «Ein herzliches Dankeschön»
7 Die Sozialzahl Komplementäre Migration		26 Veranstaltungen	

Aufgelesen

News aus den über 90 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

International
Network of
Street Papers

Qualm mit Folgen

75 Milliarden Zigaretten werden in Deutschland pro Jahr geraucht. Das ist nicht bloss gesundheitsschädigend: Das Rauchen belastet auch die Umwelt. Tabakprodukte enthalten nämlich sage und schreibe **700 giftige Chemikalien**, welche beim Wegwerfen in die Umwelt gelangen können. Deren Zersetzung dauert zehn bis zwölf Jahre, so die Weltgesundheitsorganisation WHO. Als besonders giftig erweisen sich Tabakprodukte, wenn sie mit Wasser in Berührung kommen; dabei werden Schwermetalle wie **Blei, Kupfer, Chrom oder Kadmium** ausgewaschen und gelangen so in den Boden und ins Grundwasser. Was hilft? Die WHO meint: im Minimum weniger rauchen und die Kippen **behutsam entsorgen**. Zudem sollten die Tabakkonzerne finanziell für die umweltbedingten Folgekosten des Konsums aufkommen.

Straßenkreuzer

STRASSENKREUZER, NÜRNBERG

ANZEIGE

La chimera

«Wunderbar zart und fließend.»
VARIETY

«La Chimera ist ein Fest von einem Film.»
SRF KULTUR

AB 12. OKTOBER IM KINO

Ein Film von ALICE ROHRWACHER

75 Milliarden

Zigaretten werden in Deutschland
pro Jahr geraucht

Fast 100

99,9 Prozent der österreichischen Bevölkerung sind in der gesetzlichen Krankenversicherung, das ist einer der höchsten Anteile in Europa. Die übrigen Menschen sind auf karitative Einrichtungen angewiesen. Es handelt sich dabei meistens um Leute, die langzeitarbeitslos sind, einen migrantischen Hintergrund haben und keinen Daueraufenthalt nachweisen können.

MEGAPHON
MEGAPHON, GRAZ

Mehr Tote

Die Zahl der Drogentoten ist in Deutschland in den vergangenen Jahren stetig angestiegen. Der Grund liegt laut einer Studie des Bundesgesundheitsministeriums in einem veränderten Drogenkonsum. So werden zunehmend Crack sowie synthetische Drogen konsumiert oder es werden Drogen wie Heroin und Kokain gemischt, was für die Betroffenen gefährlicher ist. Zahlen aus Hamburg bestätigen dies: Allein im vergangenen Jahr starben 96 Menschen an Drogen – das sind so viele wie zuletzt Ende der 1990er-Jahre –, wobei jede dritte Person an Crack, Kokain oder Amphetaminen verstarb.

Hinz & Kunzt
HINZ & KUNZT, HAMBURG

Na? Gut!

Kein Gefängnis fürs Fahren ohne Billett

Was in der Schweiz gilt, galt bislang auch in Bremen: Wer im Bus oder Zug immer wieder ohne Ticket erwischt wird und die Bussen nicht zahlt, muss irgendwann ins Gefängnis. Und zwar einen Tag pro angebrochene 100 Franken Busse oder Geldstrafe – die Steuerzahler*innen kostet dies mehr als das Doppelte (siehe Surprise 499/21).

In der Stadt Bremen soll sich dies nun ändern. Der dortige Senat will die Bremer Strassenbahn AG anweisen, künftig wegen wiederholten Fahrens ohne Ticket keine Strafanzeigen mehr einzureichen. Damit erhalten die Betroffenen keine Ersatzfreiheitsstrafe mehr.

2022 hatte die Bremer Strassenbahn AG rund 450 Anzeigen wegen Fahrens ohne Fahrschein erstattet, in diesem Jahr sind es bisher gut 400. Die über 160 Tage Haft, die dabei verhängt wurden, kosteten im Durchschnitt je fast 200 Euro. Gegenüber der Zeitung Weser Kurier sagte Tim Sültenfuss von der Linksfraktion: «Damit hätte man den wenigen Personen, die wiederholt ohne Fahrschein erwischt werden, nicht nur ein Ticket spendieren können. Auch Präventionsangebote sind günstiger und zielführender als die Zeit hinter Gittern.» Die meisten Betroffenen, so Sültenfuss, seien arm und psychisch krank oder suchtkrank.

In Deutschland ist Bremen – nach Düsseldorf – die zweite Stadt, die vom Gefängnis fürs Fahren ohne Billett wekommt. **LEA**

An dieser Stelle berichten wir alle zwei Wochen über positive Ereignisse und Entwicklungen. Quellen:
<https://tinyurl.com/ek6298kf>
<https://tinyurl.com/mvpz2axc>



ILLUSTRATION: PRISKA WENGER

Vor Gericht

L'Abaya: ceci n'est pas une robe

114 Seiten lang ist die Verbotsliste religiöser Kleidungsstücke an französischen Schulen. Ende August verkündete der Bildungsminister, dass ab sofort auch Abayas und Qamis an öffentlichen Schulen untersagt sind. Die Regierung sieht die knöchellangen Kleider als «religiöse Zeichen des Islam». Sie an Schulen zu tragen, verletze die Werte der Republik. Die bekanntlich besonderen Wert legt auf die «laïcité» – die Trennung von Kirche und Staat.

Die Ankündigung sorgte für Polemik. Längst ist der Streit um Laizismus ein Streit um den Umgang mit Menschen mit Migrationsgeschichte, vor allem mit Muslim*innen. Für diese ist der Laizismus inzwischen ein politischer Kampfbegriff, ein Gefäss für islamophoben Populismus. So reichte der Verband «Aktion für die Rechte von Muslimen» Klage beim höchsten Verfassungsgericht ein, dem Conseil d'Etat in Paris: Per einstweiliger Verfügung solle das Verbot ausgesetzt werden. Es verletze verschiedene Grundrechte, allen voran das Recht auf Privatleben. Schüler*innen sollten Kleidung tragen dürfen, mit der sie ihre Verbundenheit mit einer Kultur ausdrücken. Das Verbot verstosse auch gegen den Grundsatz der Nichtdiskriminierung – es drohe die Gefahr des «ethnic profiling». Überhaupt: Die Regierung verbiete hier ein Kleidungsstück als religiös, das nicht einmal islamische Kultusbehörden so definieren.

Das Verfassungsgericht sieht es anders: Ein Verbot des Tragens dieser Kleidungsstücke sei keine schwerwiegende Beeinträchtigung von Grundfreiheiten. Die Beweisaufnahme habe vielmehr einen Trend

aufgezeigt. Meldungen über Verstösse gegen die Laizität im Zusammenhang mit dem Tragen von religiösen Zeichen oder Kleidungsstücken in staatlichen Schulen hätten stark zugenommen; 2022 bis 2023 seien 1984 Meldungen eingegangen, im Vorjahr noch 617, wobei die überwiegende Mehrheit der Fälle Abayas und Qamis betroffen habe, schreibt das Gericht in seinem kurz angebundenen Urteil.

Zu einem anderen Ergebnis kommt übrigens eine andere Instanz in Kleider- und Modefragen: die Vogue. Das Modeblatt erklärt: Im globalen Norden würde man das lange und locker getragene Überkleid als Maxidress oder Kaftan bezeichnen. In Nordafrika oder im Nahen Osten eben als Abaya. Eine religiöse Bedeutung habe das Kleidungsstück nicht. In einem Punkt gibt die Vogue dem Conseil d'Etat aber Recht: Solche Bekleidung sei ein globaler Trend – Mode, die weniger figurbetont sei, aber dennoch stylish und modern ist. Über 300 Milliarden Dollar geben muslimische Frauen laut Forbes weltweit pro Jahr dafür aus, Tendenz steigend. Davon profitierten auch die grossen französischen Modehäuser wie Dior oder Chanel, die seit Jahren entsprechende Kollektionen entwerfen.

Die Vogue rügt eine asymmetrische Wahrnehmung: Bei muslimischen Frauen werde verhüllende Kleidung als Zeichen der Unterdrückung und Rückständigkeit gewertet, bei nicht-muslimischen Frauen als «Layered Look» oder «Bohemian Chic» gelesen. Nein, das Kleiderverbot sei einer freien Demokratie nicht würdig – und es offenbare weniger die Rückständigkeit der Träger*innen als ein patriarchales, rassistisches Weltbild des Westens.

YVONNE KUNZ ist Gerichtsreporterin in Zürich.



Verkäufer*innenkolumne

Mein Schock nach Ruedis Tod

Ich bin an jenem Tag, am 17. Juli, zwischen 17 und 19 Uhr bei meinem Freund, Surprise-Verkäufer Ruedi Kälin, vorbeigegangen und sagte ihm noch, dass ich erst am Mittwoch wieder kommen könne. Er meinte, das sei kein Problem. Ich bat ihn aber, die Tür nicht abzuschliessen.

Als ich am Mittwoch vorbeiging, lag der Stuhl seitlich auf dem Boden, ich weiss nicht, ob er den noch umgeworfen hat. Ich ging in die Stube und sah ihn dort liegen, verkrümmt mit dem linken Arm über dem Kopf, der rechte war ausgestreckt. Was kein gutes Zeichen ist, wie ich als ehemaliger Samariter weiss. Ich spürte auch keinen Puls.

Ich machte mich sofort auf den Weg zum Polizeiposten, wo ich den Todesfall meldete. Sie fragten mich, warum ich nicht einfach angerufen habe. Ich stand halt unter Schock und ging deshalb einfach vorbei. Die Polizei bot mir an, dass ich über sie kostenlos den psychologischen Dienst in Anspruch nehmen könne. Ich lehnte ab, ich kann mir so etwas

nicht leisten. Sie insistierten, ich müsse mir keine Sorgen machen, die Kosten würden übernommen. Ich sagte also zu. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich psychologische Hilfe angenommen.

Sie fragten mich, ob ich etwas angefasst hätte, und ich sagte, dass ich den Stuhl wieder aufgestellt habe, der am Boden lag, und bei Ruedi den Puls gefühlt, sonst hätte ich nichts berührt. Sie haben dann den Notarzt und die Ambulanz organisiert, und als mich die Polizei zu Ruedis Wohnung fuhr, stellte sich heraus, dass diese bereits in Churwalden lag. Die Stadtpolizei Chur war somit gar nicht zuständig, sondern die Kantonspolizei, die dann aufgeboden wurde.

Ich erzählte auch ihnen, wann ich Ruedi zum letzten Mal gesehen hatte, und sagte, dass ich ihnen auch zeigen könne, wie der Stuhl da gelegen hat. Ich wollte aber lieber nicht mehr in die Wohnung zurück. Das musste ich auch nicht. Sie beruhigten mich, ich hätte alles richtig gemacht. Ausser, dass ich direkt hätte anrufen können. Die Polizistin meinte,

dass sie wohl auch einen Schock gehabt hätte an meiner Stelle. Zum einen dieser Anblick, und für mich war Ruedi zudem der beste Freund. Er hatte ausser zu mir zu niemandem wirklich engen Kontakt in Chur. Er war immer eigen, und dennoch war es ihm ein Anliegen, mit allen auszukommen. Er hatte Diabetes, ging aber deswegen nie zum Arzt. Er war stur, wir mussten ihn vor zwei Jahren schon einmal ins Spital einliefern.

In letzter Zeit mochte er fast nicht mehr Surprise verkaufen. Am 13. Juli ging er zum letzten Mal an seinen Verkaufstandort. Vier Tage später ist er gestorben.

HEINI HASSLER, 64, verkauft Surprise in Chur. Den Termin beim Psychologischen Dienst hat er noch nicht vereinbart. Er spürte zwar, dass er ihn brauchen würde, aber es gab so viel Dringendes zu erledigen nach Ruedis Tod.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und Stephan Pörtner erarbeitet. Die Illustration zur Kolumne entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.

Die Sozialzahl

Komplementäre Migration

Im Zeitraum zwischen 2018 und 2022 waren im Durchschnitt 84 Prozent der 25- bis 64-Jährigen in- und ausländischen Personen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt erwerbstätig. Die Erwerbstätigenquote, aufgeschlüsselt nach den 25 häufigsten Herkunftsländern, weist eine grosse Spannweite auf. Sie reicht von 90 Prozent für Arbeitskräfte aus Deutschland bis zu 60 Prozent für jene Personen, die aus der Türkei stammen. Die Erwerbstätigenquote der Schweizer*innen betrug in der gleichen Zeitspanne im Schnitt 86 Prozent.

Die vertiefte Analyse der Arbeitsverhältnisse durch das Bundesamt für Statistik macht grosse Unterschiede deutlich. Erwerbstätige aus Grossbritannien oder den USA belegen besonders häufig Führungspositionen, während Arbeitskräfte aus der Türkei, Brasilien, Sri Lanka oder Eritrea sehr selten Vorgesetztenfunktionen ausüben. Umgekehrt haben Menschen aus diesen Ländern oft untypische Anstellungsverhältnisse: Sie sind auf Abruf angestellt, haben regelmässig Abend- und Nacharbeit sowie Samstags- und Sonntagsarbeit zu verrichten. Zum Beispiel arbeiten 25 Prozent der Erwerbstätigen aus Eritrea über die Nacht, während dies nur 15 Prozent der Italiener*innen machen. 42 Prozent der erwerbstätigen Menschen aus Sri Lanka arbeiten regelmässig über das Wochenende, Personen aus Spanien machen das mit 16 Prozent deutlich seltener.

So interessant das Bild der ausländischen Erwerbstätigkeit ist, das das Bundesamt für Statistik BFS mit seiner tabellarischen Darstellung zeichnet, so sehr verschleiert es die tieferen Zusammenhänge zwischen der Erwerbstätigkeit der Migrations-

bevölkerung. Blicken wir auf den vieldiskutierten Fachkräftemangel, so wird deutlich, dass sowohl die Wirtschaft als auch der Staat hochqualifizierte Arbeitskräfte aus dem Ausland in die Schweiz holen müssen. Unternehmen siedeln sich in der Schweiz an. Sie brauchen Führungskräfte und Fachleute für die Forschung und Entwicklung. Staatliche Branchen wie das Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen brauchen gut ausgebildete Fachkräfte, um den Service public auf dem gewohnten Standard halten zu können.

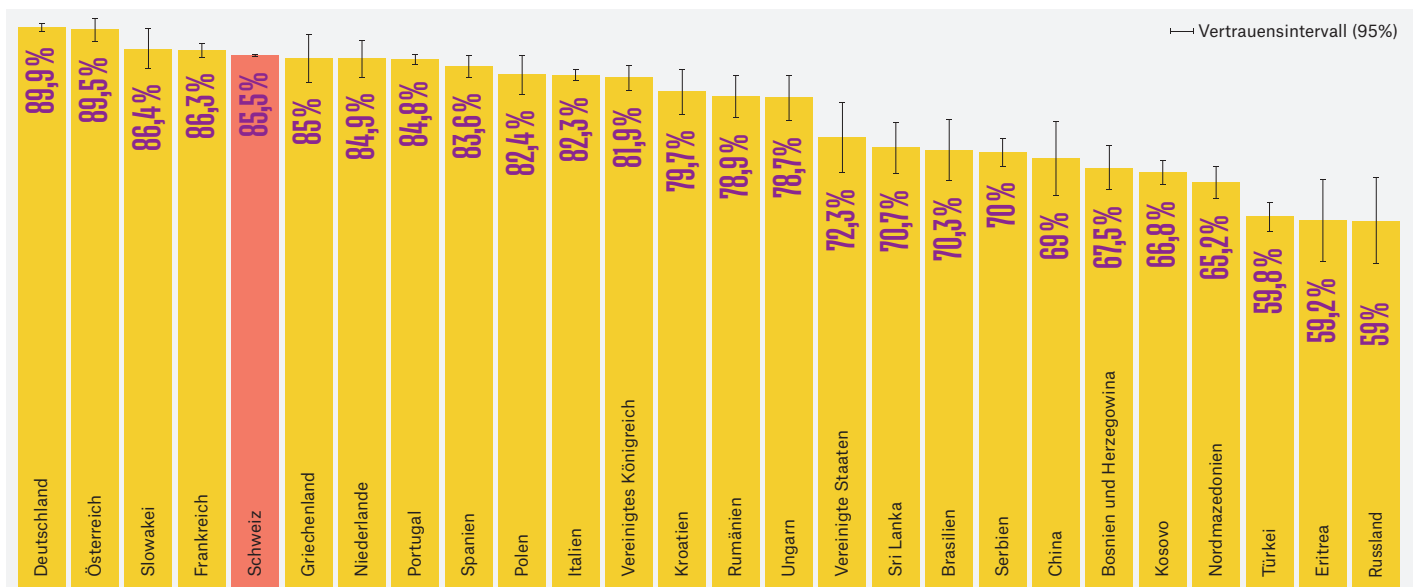
Doch damit ist es nicht getan. Ausländische Topleute ziehen weitere Arbeitskräfte aus dem Ausland nach sich. Für diese Fachkräfte müssen Häuser und Wohnungen gebaut, Kinder eingeschult sowie die medizinische Versorgung sichergestellt werden. Zudem rufen sie rasch nach Hilfskräften, die ihnen die Hausarbeit abnehmen und sich um die Angehörigen kümmern. Im öffentlichen Raum braucht es ferner Erwerbstätige, die rund um die Uhr für Sicherheit und Sauberkeit sorgen und die Gastronomie am Laufen halten. Für all diese Aufgaben hat die Schweiz zu wenig einheimisches Personal, das bereit wäre, diese oft «einfachen», aber schlecht bezahlten Arbeiten zu übernehmen.

Wir haben es also in der Schweiz mit einer sogenannten «komplementären Arbeitsmigration» zu tun. Hochqualifizierte Arbeitskräfte kommen nie allein in die Schweiz. Damit sie überhaupt kommen, braucht es auch wenig qualifizierte ausländische Arbeitskräfte, die jene Tätigkeiten verrichten, die durch die Präsenz der Topleute erst anfallen.



PROF. DR. CARLO KNÖPFEL ist Dozent am Institut Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Erwerbstätigenquote der 25-64-Jährigen in der Schweiz nach Nationalität, 2018-2022





«Auf dem Spiel steht unsere Menschlichkeit, das Paradies auf Erden», sagt Marzoug nicht ohne Pathos.

Der Fischer und sein Friedhof

Migration Chamseddine Marzoug sucht die Fische im Meer und findet stattdessen Menschen. Er gibt den Unbekannten ein Grab, ein Akt der Menschlichkeit. Mehr kann er nicht tun.

TEXT UND FOTOS **KLAUS PETRUS**



Chamseddine Marzoug hat das Zeug zum Helden. Vor zwanzig Jahren war es, als sich erstmals Leichenteile in seinen Netzen verfangen, mal war es ein Arm, dann ein Stück Bein, ein Kopf, ein paar Finger. Auch Kleider, Schuhe und Puppen waren dabei, Habseligkeiten von Migrant*innen, die auf maroden Schiffen von Tunesien über Lampedusa nach Europa fliehen wollten, die kenterten, ertranken und vom Meer an die Küste zurückgeschwemmt wurden. 2011 waren es besonders viele. Damals tobte in Libyen der Bürgerkrieg, 300 000 flüchteten allein in den ersten Monaten nach Tunesien. Und so stiegen immer mehr in diese Holzboote, Fischerboote, Gummiboote und zahlten den Schleppern ordentlich Geld. Als das Meer, das Marzoug einst liebte und heute verflucht, zum Friedhof wurde, begann er die Toten oder was von ihnen übrig war in Säcke zu packen, er hievte sie auf einen Pickup, fuhr in die Wüste hinaus, schaufelte Mulden zwei Meter in die Tiefe, er legte die Leichen hinein und schmückte die Gräber mit Plastikblu-

men, mit Tafeln aus Ton und Engeln aus weissem Porzellan. Dann baute er, wegen der Hunde und der wilden Tiere, einen Zaun um diese gottverlassene Halde. Am Eingang stellte er eine Tafel auf, darauf steht auf Arabisch und Französisch geschrieben: «Friedhof der Unbekannten». Vierhundert Leichen liegen an diesem Ort begraben, immer zwei übereinander, vielleicht sind es fünfhundert oder tausend. Bis heute werden sie hier bestattet, jeder ein Mensch, doch verloren und vergessen. Nur einer ist geblieben, der sich um diese Namenlosen kümmert, der ihre Gräber besucht, dort draussen in der Wüste, wo viel Sand ist und wenig Trost.

So erzählt es Chamseddine Marzoug, der Fischer, der zum Totengräber wurde.

Wer was werden will, geht

Eine andere Geschichte, die man uns, den Reportern aus der Schweiz, in Zarzis berichtet, der tunesischen Hafenstadt mit 70 000 Einwohner*innen unweit der libyschen Grenze und Heimat von Chamsed-

dine Marzoug: Die Tourist*innen kommen, sie kommen in Scharen – aus Frankreich, Deutschland, Italien oder Saudi-Arabien. Weswegen man jetzt, es ist Mitte Mai, schleunigst die Strände säubern, die Strassenhunde verjagen, die Cafés in Schwung bringen und die Kamele schmücken muss. Nur, sie kommen nicht.

Einst war Zarzis ein Geheimtipp für alle, die von Djerba genug hatten, Tunesiens berühmtester Insel voller Pauschaltourist*innen auf Piratenfahrt und Delfinschau. Man nannte Zarzis den «kleinen Smaragd», und in Reiseprospekten hiess es, dies sei der Ort, an dem Wüste und Meer zu einer Sinfonie verschmelzen. Wie schön das klingt. Doch jetzt gammeln die Resorts vor sich hin, vor den Bungalows verdorren die Palmen, und am Strand liegen tote Schildkröten mit aufgeblähten Bäuchen zwischen PET-Flaschen und Bierdosen. Islamistische Attentate in der Region, das letzte im Mai dieses Jahres, setzen dem Tourismus arg zu. Dabei ist die Branche Tunesiens wichtigster Wirtschaftsfaktor.

155 700

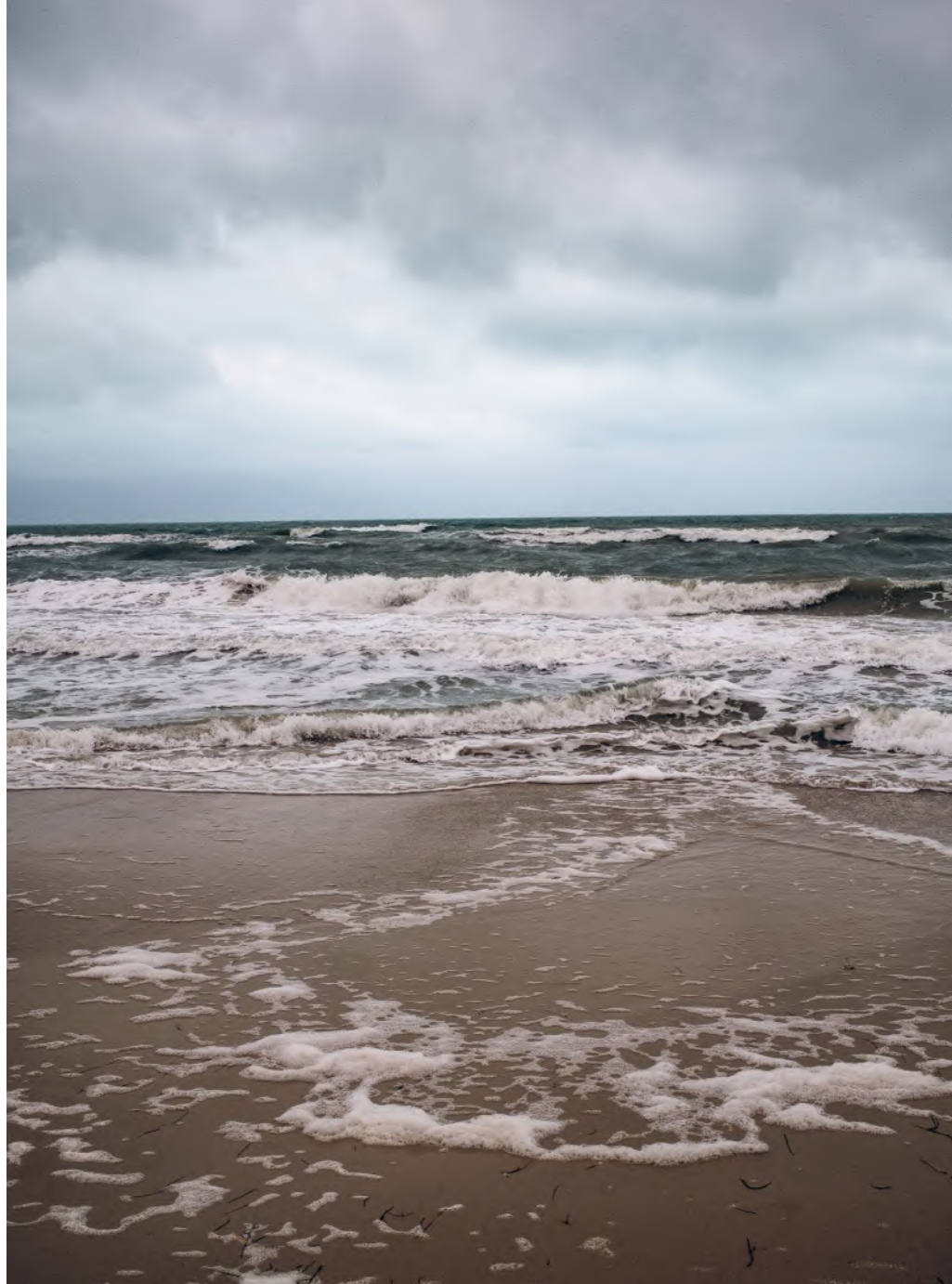
Einreisen von Geflüchteten übers Mittelmeer in die EU wurden 2022 registriert; allein dieses Jahr starben 2340 Menschen bei der Überfahrt, seit 2014 sind es 28 089 (Stand September 2023).

90 %

aller Geflüchteten auf der zentralen und westlichen Mittelmeerroute in Richtung EU stammen aus Ägypten, Tunesien und Marokko.

17 Stunden

dauert es etwa von der tunesischen Küste bis zur italienischen Insel Lampedusa, zwischen 600 und 1000 Euro verlangen Schlepper pro Person für die Überfahrt.



Inzwischen beträgt die Arbeitslosigkeit 16 Prozent, unter Jugendlichen mit Hochschulabschluss liegt sie gar bei einem Drittel. Gemäss einer Studie von 2020 wollen 25 Prozent der Tunesier*innen ihr Land verlassen, unter den 15- bis 29-Jährigen sind es 40 Prozent.

Wer was werden will, nimmt den Flieger nach Europa oder setzt sich selber in ein Boot, siebzehn Stunden sind es bis nach Lampedusa.

Die tunesische Regierung wiegelte lange ab, sah das Problem allein in der Korruption. Sie partout zu bekämpfen, war auch das Wahlversprechen von Kais Saied,

61, ohne Partei und ohne Millionen, ein Mann des Volkes – so jedenfalls gab er sich. In Tunis ging er angeblich von Café zu Café, er horchte auf die Sorgen der Menschen und auf Veranstaltungen rief er der Menge zu: «Euer Programm wird mein Programm sein!» Im Oktober 2019 wurde er mit 73 Prozent Ja-Stimmen zum Präsidenten gewählt, nach Meinungsumfragen waren 90 Prozent der 18- bis 25-Jährigen für Saied.

Seitdem höhlt der Mann mit Glatze, hellem Teint und versteinertem Gesicht Tunesiens Demokratie aus. Er stellt sich gegen die Gleichberechtigung der Frauen im Erbrecht, er hetzt gegen Schwule, be-

fürwortet die Todesstrafe, lässt Oppositionelle, Richter und Journalist*innen verhaften, er suspendierte vorübergehend das Parlament und setzte die Verfassung aus. Und er wittert allenthalben eine Verschwörung, mal ist es der Zionismus, mal sind es ausländische Finanzmärkte und nun, seit Anfang dieses Jahres – die Migrant*innen aus Subsahara-Afrika.

Fluchtgeschichten auf Vorrat

Flüchtlinge statt Tourist*innen. Chamseddine Marzoug winkt ab, er öffnet die dritte Dose Bier an diesem Vormittag. Über den Präsidenten mag er nicht reden, lieber über

Von hier aus versuchen Menschen auf maroden Holzschiffen und Gummibooten nach Europa zu fliehen. Manche kehren auf tragische Weise auch hier wieder zurück.



Mindestens vierhundert Leichen liegen in der Wüste begraben, immer zwei übereinander.

Ein Zaun schützt den «Friedhof der Unbekannten» vor Hunden und wilden Tieren.

«seine» Flüchtlinge, die er im Haus nebenan beherbergt für eine Handvoll Dinar. Wenig später sitzen sie in Marzougs Wohnzimmer, fünf Männer und eine Frau mit Säugling. Sie kommen aus Mali, Gabun und Guinea Bissau, jetzt schlagen sie sich in Zarzis mit Gelegenheitsjobs durch und warten auf das Boot, das sie nach Italien bringt. Sie zählen uns geduldig die Stationen ihrer Flucht auf, berichten von den Tagen und Wochen in Libyen in der Gewalt der Schlepper, wo sie, so sagen sie, gefoltert und missbraucht wurden, und ob sie ihr Daheim vermissen, wollen wir noch wissen, die Eltern und Freunde, ja bestimmt,

antworten sie, aber eben, null Perspektive, null Hoffnung, und auf die Frage, welche Wünsche sie noch hegen, sagt der eine, man wird sehen, und der andere, nur Gott allein weiss es, das und nichts mehr erzählen sie, wieso auch, denn sie wissen, wie das läuft, und wir Journalisten ebenso. Wer sich darüber wundert, weshalb sich viele der Reportagen über die Migration so ähneln, bekommt die Antwort hier, in Zarzis, in der Stube von Chamseddine Marzoug, einst ein Fischer, jetzt ein Trinker: Die Menschen auf dem Sofa kennen schon längst unsere Fragen und wir ihre Antworten. Fluchtgeschichten auf Vorrat, sozusagen.

Wir schweigen uns an. «Auf dem Spiel steht unsere Menschlichkeit, das Paradies auf Erden», unterbricht Marzoug die beklemmende Stille und prostet uns zu. Was er damit meint, wird er uns später darlegen, im Auto zwischen hier und seinem Friedhof.

Tage danach, es ist Anfang Juli, wird in Sfax, zweitgrösste Stadt Tunesiens und 300 Kilometer von Zarzis entfernt, eine Migrant*innen-Unterkunft in Brand gesteckt und kurz darauf ein Tunesier von drei Kamerunern erstochen. Der Mob holt daraufhin die «kahlouch», ein abschätziges Wort für Menschen aus Subsahara-Afrika,

Spuren der Migration: Das Meer spült auch Habseligkeiten an den Strand zurück, die die Menschen in ihr neues Leben hätten begleiten sollen.



«Bringt mich zu meinem Friedhof, bringt mich zu den Toten», sagt Marzoug. Er selber hat Leberkrebs im fortgeschrittenen Stadium.

Ihr Mann hat das Bootsunglück überlebt: Rose-Marie aus Nigeria wurde 28 Jahre alt.

aus ihren Wohnungen und jagt sie durch die Strassen. Wenig später werden hunderte Migrant*innen, ohne Essen und Trinken, in der Wüste nahe der Grenze zu Algerien und Libyen ausgesetzt. Was in den internationalen Medien für Empörung sorgt und Präsident Saied in die Bredouille bringt. Der hatte nämlich schon im Februar in einer Rede «Horden» von Migrant*innen heraufbeschworen, die über sein Land wie Heuschrecken hereinbrechen, die Gewalt und Kriminalität verbreiten und die arabisch-muslimische Identität Tunesiens untergraben würden. Aus Kreisen der Opposition hiess es «Propaganda» und «Lüge», man versuchte mit Fakten zu kontern: dass im Jahr 2021 gerade mal 20 000 Migrant*innen aus der Sahelzone und Subsahara kamen, was lediglich zwei Prozent der tunesischen Bevölkerung entspreche, zum Beispiel. Inzwischen beteuert Saied, seine Rede sei missverstanden worden. Was wohl auch mit dem EU-Abkommen zu tun hat, welches Tunesien 900 Millionen Euro in Aussicht stellt: für Bildung, erneuerbare Energien, die Stabilisierung der Wirtschaft – und die effiziente Begrenzung der Migration. Dass sich nun auch Tunesien als «Grenzwächter Europas» kaufen lasse, bestreitet Saied, er redet, wie EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen, von einer «Partnerschaft gegen illegale Migration und Menschenhandel». Die Deportation der Geflüchteten in die Wüste übrigens bezeichnet der tunesische Präsident ungeachtet aller Belege bis heute als Fake News, in die Welt gesetzt von ausländischen Medien.

Der stilisierte Held

Über die Medien echauffiert sich auch Mekki Laraiedh, seit fünf Jahren Bürgermeister von Zarzis. Aber aus anderen Gründen; ihn stört die einseitige Berichterstattung, diese Obsession von uns Reporter*innen fürs Negative. Dabei sei der islamistische Extremismus in Tunesien nahezu inexistent geworden, die Tourismusbranche nähere sich, schleppend zwar, dem Vor-Corona-Niveau von 2019 und die Migrationspolitik sei keineswegs durchs

Band rassistisch. Seine Stadt zum Beispiel, Zarzis, tue alles, um die Würde der Geflüchteten zu wahren, ob im Leben oder im Tod, teilt Laraiedh per E-Mail mit.

Vor allem im Tod.

Denn das mit den Leichen sei so eine Sache, da würden viele Halbwahrheiten in die Welt gesetzt, sagt Laraiedh. Und kommt auf Zarzis berühmtesten Totengräber zu reden: Chamseddine Marzoug. Schon von ihm gehört? Die Medien hätten ihn zum Helden stilisiert, und Marzoug gefalle sich in dieser Rolle. Würde mit viel Pathos von «seinem» Friedhof reden und davon, wie er sich, gegen den Widerstand der Behörden, als Einziger um die toten Migrant*innen kümmere, und so weiter und so fort.

Alles erfunden, so der Bürgermeister.

Der «Friedhof der Unbekannten» sei nicht Marzougs Friedhof. Die Stadt habe das Grundstück erworben, nachdem die übrigen Grabstätten von Zarzis, alle in Privatbesitz, keinen Platz mehr hatten. Es habe Tage gegeben, da seien 100 Leichen an Zarzis' Strände gespült worden. Auch stimme nicht, dass Marzoug die Toten eigenhändig aus dem Meer fische. Vielmehr habe alles seinen exakt geregelten Ablauf: Die Feuerwehrleute von Zarzis bergen die Leichen, transportieren sie sodann ins städtische Krankenhaus, damit ein Amtsarzt den Totenschein ausstellt, woraufhin sie von Freiwilligen des Roten Halbmondes auf den Friedhof gebracht werden.

Und ja, einer dieser Freiwilligen sei Marzoug, aber damit habe es sich. Es gibt nun mal, lässt Bürgermeister Laraiedh durchblicken, Geschichten, die sind mächtiger als die Wirklichkeit, so man sie oft genug erzählt.

Chamseddine Marzoug, der Mann wird bald sechzig, schläft viel in diesen Tagen, ausgestreckt auf seinem Sofa, mit Jeans und rotem Poloshirt, in eine Decke aus Kamelhaar gehüllt, darüber eine zweite, gestreifte. Die Wohnung ist vollgestellt, eine Katze sammelt ihre Jungen ein, stupst sie in eine Ecke, auf dem Boden liegen Bierdosen und auf dem Tisch Schachteln mit Medikamenten. Der Fischer, der schon lange nicht mehr dort draussen auf dem

Meer war, ist schwer erkrankt, Leberkrebs im fortgeschrittenen Stadium.

«Ein paar Monate habe ich noch», sagt Marzoug, «höchstens ein Jahr.»

«Bringt mich zu meinem Friedhof, ich bitte darum, bringt mich zu den Toten, so habe ich meine Ruhe.»

Dort legt sich Marzoug auf ein Grab mit Rosen und Nelken aus Plastik und mit einer Inschrift, der einzigen auf dieser Halde: Rose-Marie, Nigeria, gest. 25.05.2017. Den Namen kennt er, weil ihr Mann das Bootsunglück überlebt hat, mit 28 sei Rose-Maria ertrunken, das Leben noch vor sich, eine Tragödie.

«So wir Glück haben, erwartet uns am Ende das Paradies», sagt Marzoug.

Und wenn nicht, fragen wir zurück.


«Hauptsache, wir bewahren das Menschliche in uns, erschaffen das Paradies auf Erden hier und jetzt, indem wir miteinander reden, uns zuhören, indem wir lachen und weinen und trinken», sagt der Fischer, durchaus mit Pathos.

Auf der Fahrt zurück in die Stadt, sie dauert keine Viertelstunde, erzählt uns Marzoug von seinen beiden Söhnen, die eines Nachts selber in ein Boot stiegen und übers Meer setzten nach Italien. Kein Sterbenswort hätten sie zu ihm gesagt. «Sie wussten, ich würde es ihnen verbieten, zu viele Tote habe ich gesehen in diesem vor Wut schäumenden Meer.» Heute leben sie mit ihrer Mutter in Frankreich, auch sie habe ihn verlassen, von einem Tag auf den anderen.

Und so sei er allein geblieben mit den Toten, ein Vergessener unter all den Vergessenen.

Chamseddine Marzoug atmet tief ein und klingt dabei so, also hätte er auch diese Geschichte schon viele Male erzählt.

Hintergründe im Podcast: Radiojournalist Simon Berginz spricht mit Redaktor

 Klaus Petrus über seine Recherche und die Situation vor Ort. surprise.ngo/talk

11.02.2023



28.02.2023



26.03.2023



Zuhause auf Zeit

Fotoessay Ein Fotograf trifft unter einer Brücke in Zürich auf einen Mann aus Bulgarien und dokumentiert über Wochen seinen Schlafplatz.

FOTOS HANS PETER JOST TEXT KLAUS PETRUS

21.02.2023



23.02.2023



07.03.2023



12.03.2023



30.03.2023



06.04.2023



07.04.2023



11.04.2023



17.04.2023



20.04.2023



23.04.2023



07.05.2023



16.04.2023



22.04.2023



09.05.2023



Es war im Februar dieses Jahres in Zürich am Lux-Guyer-Weg beim Letten: Dort traf der Fotograf Hans Peter Jost einen Mann aus Bulgarien, der sich, offenbar obdachlos, unter der Brücke einen Schlafplatz eingerichtet hatte. Die beiden kamen über ein paar Brocken Griechisch miteinander ins Gespräch. Der Mann wirkte geschwächt. Er schien schon länger auf der Strasse zu leben und schleppte seine Habseligkeiten in Plastiktüten und einem Einkaufswagen von einem Platz zum anderen. Nun war er hier, unter einer Brücke mitten in Zürich. Im Laufe der folgenden Wochen und Monate traf Jost den Mann nur noch ein Mal, begann aber den Schlafplatz zu fotografieren, jeweils vom selben Standpunkt aus.

Eines Tages entdeckte Jost auf dem Schlafplatz eine Broschüre der SIP Zürich mit einer Liste von sozialen Einrichtungen wie etwa Notschlafstellen. Die SIP ist eine stadtbekanntere Organisation, die sich um Menschen in sozialen Notsituationen kümmert; sie ist vor allem auf den Strassen, in Parks und auf öffentlichen Plätzen präsent und interveniert dort im Fall von Störungen und Konflikten – bisweilen wird die SIP dafür kritisiert, Ruhe und Ordnung über die Solidarität mit den Betroffenen zu stellen.

Jedenfalls war der Schlafplatz des Mannes Tage darauf geräumt. Der Fotograf erkundigte sich bei den Mitarbeitenden der SIP, ob sie Näheres wüssten. Aus Datenschutzgründen dürften sie dazu keine Auskunft geben, hiess es, nur so viel: Der Mann aus Bulgarien sei keine Ausnahme, schätzungsweise bis zu drei Dutzend Menschen seien in Zürich als sogenannte «rough sleeper» registriert, als Obdachlose, die übers ganze Jahr hinweg auf der Strasse leben; dabei hätte es in entsprechenden sozialen Einrichtungen genügend freie Schlafplätze.

Der Mann aus Bulgarien kehrte offenbar wenig später wieder unter die Brücke zurück, zumindest zeugten zaghafte Versuche davon, den Schlafplatz mit ein wenig Karton wieder herzurichten. Oder war das jemand anders? Getroffen hat Hans Peter Jost den bulgarischen Obdachlosen seither nicht mehr – und kurz darauf war der Platz unter der Brücke wie leergefegt, so, als wäre dort nie jemand gewesen.

FOTO: ZVG



HANS PETER JOST, 70, gehörte in seinen Anfängen zu den «Arbeiterfotografen». Er ist seit 1982 als freier Fotojournalist tätig und befasst sich vor allem mit sozialen Fragen und Umweltthemen. Sein letztes Buch, «Albania in between» (PLAK-Verlag, 2022), ist ein Langzeitprojekt über 30 Jahre Albanien seit dem Ende der Diktatur 1991.

Die hier gezeigte Fotoserie ist vom 16. November bis zum 3. Dezember in der Jubiläums-Ausstellung der Schweizer Pressefotografen und Videojournalisten (SPV) in der Photobastei Zürich zu sehen. s-p-v.ch



«Der Zynismus liegt bereits in den Verhältnissen»

Bildende Kunst Der Künstler Steffen Zillig forscht zur Darstellung von Armut in der zeitgenössischen Kunst. Das Thema geht vielen wichtigen – und unangenehmen – Fragen auf den Grund.

INTERVIEW **MARIAN WILD**



Andreas Slominski: «Ohne Titel», 1991, Herrenfahrrad, verschiedene Materialien © Andreas Slominski, Foto: Museum MMK für Moderne Kunst/Axel Schneider, Frankfurt am Main

Santiago Sierra: «Eine 250 cm lange Linie, tätowiert auf 6 bezahlte Personen», 1999, Fotografie der Performance in Havana, Cuba © 2023, ProLitteris Zurich



Steffen Zillig, Sie befassen sich in Ihrem Buch «Ästhetik des Asozialen» mit Armut in der zeitgenössischen Kunst. Warum?

Steffen Zillig: Angetrieben haben mich drei Fragen: Warum sind die Lebensverhältnisse der untersten Gesellschaftsschichten so selten Gegenstand von zeitgenössischer Kunst? Falls sie doch auftauchen: Wie werden sie künstlerisch ins Spiel gebracht? Und welche Herausforderungen sind für Künstler*innen, aber auch für die Betrachter*innen damit verbunden?

Was ist Ihr Fazit?

In gewisser Weise steht das Thema quer zu den Ansprüchen, die derzeit an die Kunst gestellt werden, wo sie kritisch oder politisch sein will. Kunst soll nicht nur die Moral ihrer Betrachter*innen aufrütteln,

sie soll selbst ein moralisches Vorbild geben. Aber schwierige Verhältnisse – ich spreche von Phänomenen wie Obdachlosigkeit, Drogensucht und seelischer Verwahrlosung, wie wir sie an grösseren Hauptbahnhöfen beobachten können – lassen sich schwer darstellen, ohne dass auch die Darstellung selbst schwierige Züge trägt. In der Kunst gibt es derzeit einen starken Fokus auf Fragen wie: «Wer spricht für oder über wen?» oder: «Wer spricht überhaupt?» Das ist verständlich, wenn man überlegt, wie lange diese Fragen ignoriert wurden. Heute bilden die Identität und eigene Betroffenheit der Künstler*innen einen wesentlichen Faktor ihrer Glaubwürdigkeit. Das funktioniert im Fall der Darstellung von Menschen, die am Rand der Gesellschaft leben, aber nur be-

dingt: Diejenigen, die sie künstlerisch thematisieren, leiden zumeist nicht selbst unter den dargestellten Verhältnissen.

Kann man das Thema denn künstlerisch überhaupt menschenwürdig darstellen?

Der Zynismus liegt bereits in den Verhältnissen – wie sollte man diese darstellen, ohne etwas davon mitzutransportieren? Ich habe mir viele Herangehensweisen angeschaut und keine gefunden, die ich als «moralisch sauber» bezeichnen könnte. Überall gab es Fallstricke und Problemstellen. Es ist also eher die Frage, ob und wie diese Problemstellen künstlerisch aufgegriffen werden. Jedenfalls ist es auch keine Lösung, einen Weichzeichner über die Darstellungen zu legen, damit niemand sich belästigt fühlt. Wo es in der Kunst um der-



Boris Mikhailov: Fotografie aus der Serie
«Case History», 1999 © 2023, ProLitteris, Zurich

«Wir sollten uns keinen schönen Begriff für Verhältnisse basteln, die wir als solche beseitigen müssten.»

FOTO: ANIKA MAAB



STEFFEN ZILLIG, 42, studierte an der Hochschule für bildende Künste Hamburg und lehrte als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität der Künste Berlin. Er ist Herausgeber des Künstler*innenmagazins «Intercity» und ist Co-Leiter des Ausstellungsraums Briefing Room in Brüssel.

art gravierende gesellschaftliche Probleme geht, ist es gut, wenn wir auch als Betrachter*innen ein Problem bekommen.

Behandeln Sie in Ihrer Arbeit auch Kunstwerke, die eigentlich nicht «funktionieren»?

Ich habe mich in erster Linie mit solcher Kunst beschäftigt, die mich beeindruckt hat. Manches davon enttäuschte bei näherer Auseinandersetzung, andere Werke haben dabei hinzugewonnen. Letzteres war zum Beispiel bei «Case History» (1997–99) von Boris Mikhailov der Fall: ein mehrere hundert Seiten umfassender Bildband, der die massenhafte Obdachlosigkeit im postsowjetischen ukrainischen Charkiv thematisiert, die es dort bis dato nicht gab. Die Aufnahmen sind schockierend, viele finden sie abstoßend, aber je mehr man sich mit Aufbau und Abfolge der Bilder beschäftigt, desto mehr versteht man, wie gekonnt Mikhailov das Unwohlsein der Betrachter*innen für eine komplexe Erzählung nutzt. Es gibt aber auch Kunst, die erst mal sehr einfach erscheint und jenseits jeder politischen Intention entstanden ist. Der Künstler Andreas Slominski hat beispielsweise Anfang der 1990er-Jahre eine Serie gemacht, die den Anschein von Readymades erweckt: Fahrräder, beladen mit vollgestopften Plastiktüten. Man denkt intuitiv an Fahrzeuge von Obdachlosen, die darin all ihr Hab und Gut zusammenhalten. Slominski hat seine Objekte ins Museum gestellt – ohne Kommentar und «ohne Titel». Da trifft einen die volle Ambivalenz der Frage: Darf ich das interessant finden? Vielleicht sogar schön? Was ist zynisch – die Verhältnisse oder die Kunst, die sich ihrer bedient?

In Ihrem Buch thematisieren Sie auch den Künstler Santiago Sierra, der 1999 während einer Performance in Kuba jungen Favela-Bewohner*innen für ein paar Dollar eine Linie auf ihre Rücken tätowierte. Das scheint mir menschenverachtend. Aber gleichzeitig schafft er viel Aufmerksamkeit für die schreckliche Situation dieser Menschen.

Wie so häufig, wenn die Kunst etwas davon in Szene setzt, was ich im Buch «asoziale Verhältnisse» nenne, wird erst einmal die Künstler*in zur moralischen Zielscheibe. Aber worauf zielt diese Empörung ab? Wir ahnen doch zum Beispiel auch bei dem kleingedruckten Schild mit der Aufschrift «Made in Bangladesh» im Kragen unseres T-Shirts, dass es ähnliche Verhältnisse repräsentiert wie Sierras tätowierte Linie. Verhältnisse, von denen unser Wohlstand profitiert. Aber Verlierer*innen will niemand sehen, ihr Anblick ist uns unangenehm, und wir sind froh, wenn wir die moralische Verantwortung stellvertretend bei Künstler*innen abladen können, die auf Kosten anderer Profite einfahren – so wie wir selbst. Sierra entlarvt auch uns als Betrachter*innen in der Rolle der Kompliz*innen, die wir sind.

Sie haben von «asozialen» Verhältnissen geredet. Der Begriff «asozial» ist historisch sehr vorbelastet, nicht zuletzt durch seine Verwendung in der NS-Zeit.

Warum verwenden Sie diesen Ausdruck im Titel Ihres Buches?

Der Begriff trägt das beschriebene Problem schon in sich: Kann man etwas, das problematisch ist, auf unproblematische Weise darstellen? Natürlich weiss ich um die abgründige Geschichte dieses Ausdrucks und gehe im Buch auch darauf ein. Der Titel ist also keineswegs ein Plädoyer für die Rehabilitierung des Begriffs im Alltag, wo er ja immer noch als Schimpfwort verwendet wird. Im Gegenteil: Kein Mensch wird von mir als «asozial» bezeichnet, weil kein Mensch asozial ist. Jeder Mensch ist ein soziales Wesen. Aber Verhältnisse können asozial sein. Sie können die soziale Integration von Menschen unmöglich machen. Dass wir in solchen Verhältnissen leben, können wir täglich auf der Strasse sehen. Wir sollten uns keinen schönen Begriff für Verhältnisse basteln, die wir als solche beseitigen müssten. Im Zusammenhang mit Kunst hat der Begriff aber noch eine weitere Bedeutungsdimension. Denn wenn wir davon sprechen, dass Kunst autonom, also unabhängig von gesellschaft-

lichen Anforderungen und Zwängen agieren soll, bedeutet das – wenn auch in einem ganz anderen Sinn –, sie solle jenseits des Sozialen sein: a-sozial. Diese Autonomie ist gerade dort in besonderer Weise herausgefordert, wo es in der Kunst um Lebensverhältnisse geht, die die Ränder der Gesellschaft betreffen.

Kann die Darstellung von Armut gerade in Form von zeitgenössischer Aktionskunst die Menschenwürde verletzen? Oder würden Sie sagen, der Zweck – die Aufmerksamkeit für das Thema – heiligt die Mittel?

Die Frage bleibt, ob wir uns gerade zum Beispiel von Santiago Sierras angesprochener Aktion so einfach distanzieren können. Sind wir wirklich besser als er? Das Unwohlsein, das uns bei dieser Arbeit befällt, mag eine künstlerische Leistung sein, aber das entlastet nicht – den Künstler ebensowenig wie uns als Betrachter*innen. Und der Zweck heiligt auch nicht die Mit-

tel. Man sollte in meinen Augen aber davon absehen, die Kunst nach moralischen Massstäben zu bewerten, die wir als Gesellschaft selbst nicht einhalten. Dann kehren wir zurück zu einer religiösen Überhöhung der Kunst. Natürlich hat es eine besondere Ambivalenz, wenn Verhältnisse thematisiert werden, die offenlegen, dass gerade die künstlerische Freiheit ein Privileg derjenigen ist, die sie sich leisten können – also das Bürgertum der Gegenwart. Aber der Skandal ist nicht die künstlerische Freiheit, sondern dass sie ein Privileg ist.

Freundlicherweise zur Verfügung gestellt von STRASSENKREUZER NÜRNBERG/INSP.NGO

FOTO: ZVG
Ästhetik des Asozialen

Steffen Zillig,
 «Ästhetik des Asozialen»,
 starfruit publications,
 erscheint im Herbst 2023
starfruit-publications.de



FOTO: ANIKA MAAB

Steffen Zillig im Gespräch mit Marian Wild, freischaffender Kunstwissenschaftler, der ebenfalls bei starfruit publications ein Buch über Queerkultur herausgibt.



Die Schweiz ist berühmt dafür, die ukrainische Bevölkerung derzeit darauf angewiesen: verschiedene Arten von Schutzräumen.



Bollwerke im Untergrund

Ausstellung «European Shelters – from Ukraine to Switzerland» im Berner Kornhausforum geht der Frage nach, welche Bedeutung Schutzräume für die Zivilbevölkerung europäischer Länder haben.

TEXT MONIKA BETTSCHEN

In der Schweiz gibt es rund 370 000 private und öffentliche Schutzräume. Im Ernstfall könnten diese allen Einwohner*innen des Landes einen Schutzplatz bieten. Die Corona-Pandemie hat den westlichen Ländern bereits die Probleme von globalisierten Systemen vor Augen geführt: Viren, die ihren Weg selbst in abgelegene Bergtäler finden, und Lieferketten, die in der Folge zusammenbrechen. Zum Beispiel jene der für die Energiewende dringend benötigten Mikrochips aus China. Als dann letztes Jahr auch noch der Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine begann, kamen die Angst vor einem nuklearen Zwischenfall und die Bedrohung durch eine drohende Strommangellage hinzu. Schlagartig stellte sich für viele die Frage: Wo befindet sich eigentlich mein Schutzraum?

Die Ausstellung «European Shelters – from Ukraine to Switzerland» stellt dem vagen Gefühl einer Bedrohung die harte Realität eines akuten Ernstfalls gegenüber, wie er im Februar 2022 für die Menschen in der Ukraine eingetreten ist. Während sich die Recherchearbeit «Future Shelters» des türkischen Architekten Onur Atay aus dem Jahr 2018 damit auseinandersetzt, aus welchen Haltungen und Überlegungen die Schutzräume in der Schweiz hervorgegangen sind und welche andere Nutzung in Zukunft möglich wäre, zeigt die dokumentarische Fotoserie «Traces of Presence» sowie die dazugehörige Videoarbeit des ukrainischen Fotografen Pavlo Dorohoi, wie die Menschen im Frühling 2022 während 89 Tagen in den U-Bahn-Stationen der Millionenstadt Charkiv Schutz vor russischen Luftangriffen suchten.

Auch im Untergrund Mensch bleiben

Hier hängen Kinderzeichnungen an einer Mauer, Blumenvasen flankieren ein notdürftig aus Kartonschachteln gebautes Bett. Daneben steht eine Kaffeekanne und verströmt mit ihrem Duft eine Behaglichkeit, die vom Krieg, der oben tobt, etwas ablenkt. «Die Fotografien von Pavlo Dorohoi zeigen nicht den Krieg, sondern die Folgen für die Zivilbevölkerung. In seinen Bildern fängt er ein, wie die Menschen die U-Bahn-Stationen zu einer temporären Bleibe umfunktionierten», sagt Kurator Nicolas Kerksieck. «U-Bahn-Stationen sind Durchgangsorte, nicht dafür geschaffen, um dort eine längere Zeit zu bleiben. Die Kreativität, mit der die Leute dieser Umgebung trotzdem etwas Gemütlichkeit abtrotzten, angetrieben vom Willen, ihr bisheriges Leben nicht ganz aufzugeben, zeugt von einer bemerkenswerten Widerstandsfähigkeit angesichts von Krisen und Traumata.» Eine der Fotografien zeigt goldene Luftballons, die vor den geschlossenen Rollläden eines Kiosks die Worte «Happy Day» bilden. «Was vor dem Krieg wahrscheinlich als Gruss an die Pendler*innen gedacht war, wirkt jetzt in diesem Kontext wie eine Durchhalteparole. Oder wie Zynismus. Dorohois Arbeiten sind voller solcher Kontraste, welche oft ambivalente Gefühle erzeugen», sagt Kerksieck und macht in diesem Zusammenhang auch auf die spezielle Architektur dieser U-Bahn-Stationen aufmerksam, in denen manchmal prächtige Kronleuchter von der Decke hängen. «Diese Bauwerke entstanden in den 1960er- und 70er-Jahren, also in der Zeit des Technik- und Fortschrittsglaubens. Entsprechend hatte

man sie damals als Symbole kommunistischer Stärke konzipiert. Der Gegensatz zwischen ihrer monumentalen Wirkung und der Zerbrechlichkeit der Zelte der Schutzsuchenden auf den Perrons wird noch verstärkt durch die Unsicherheit, ob das gewaltige Tunnelsystem – Symbol eines Systems, das mittlerweile zusammengebrochen ist – einem Bombenanschlag standhalten würde.»

Geschützt und wehrhaft

Von Ambivalenz geprägt ist auch das Verhältnis der Schweizer Bevölkerung zu ihren Schutzräumen, wie der zweite Teil der Ausstellung, die Recherchearbeit von Onur Atay, zeigt. Er hat dafür im luzernischen Sonnenberg-Bunker, einer der weltweit grössten Zivilschutzanlagen, geforscht und sich Gedanken gemacht, wie man solche Räume umnutzen könnte. «Onur Atays' Sicht von aussen geht dem Schutzbedürfnis der Schweizer Bevölkerung auf den Grund. Er zeigt auf, wie die Tatsache, dass die Schweiz weder EU- noch NATO-Mitglied ist, die Haltung der Menschen gegenüber den Schutzräumen prägt. Heute fragen sich viele Schweizer*innen, ob diese während des Kalten Krieges erbaute Infrastruktur die richtige Antwort ist auf moderne Bedrohungen. Andere wiederum sind froh, dass man nach wie vor über diese Räume verfügt», so Nicolas Kerksieck.

Gezeigt werden auch Auszüge aus Handbüchern für den Ernstfall, die in der Schweiz, in Schweden und in Grossbritannien während der letzten Jahrzehnte an die Haushalte verteilt wurden. «Hier zeigen sich spannende Unterschiede. Während in den britischen Publikationen lediglich Tipps vermittelt wurden, ging man in Schweden und ganz besonders in der Schweiz noch einen Schritt weiter: Die Grafik ist viel persönlicher und emotionaler aufgebaut, es soll eine Botschaft übermittelt werden: «Wir stehen zusammen und sind im Notfall auch wehrhaft.»»

Der geistigen Landesverteidigung scheint in kleineren Staaten eine grössere Bedeutung zuzukommen, da man sich der eigenen Verletzlichkeit vielleicht stärker bewusst ist. Wie effektiv Schutzräume sind, hängt nicht nur von der Bauweise ab, sondern auch von anderen Faktoren: So bieten Schutzräume zum Beispiel dann wirklich Schutz, wenn das Konzept dahinter von den Menschen auch verstanden und unterstützt wird. Auch das wird in «European Shelters» angedeutet. Der dritte Teil der Ausstellung stellt Projekte vor, die im Rahmen eines Weiterbildungsstudiengangs für geflüchtete Menschen aus der Ukraine erstellt wurden. Während vier Monaten erlernten sie Fähigkeiten, mit denen sie nach dem Krieg den Wiederaufbau ihres Landes würden unterstützen können. Zu sehen sind Pläne für einen Kindergarten oder ein Pflegeheim. Ein hoffnungsvoller Ausblick, der eines deutlich macht: Schutzräume mögen vielleicht das unmittelbare Überleben sichern, aber es gibt auch eine Zeit danach, den Wiederaufbau. Und dessen Gelingen ist eng verknüpft mit dem Know-how der Zivilbevölkerung.

«European Shelters – from Ukraine to Switzerland», bis 22. Okt., Di bis So, 11 bis 17 Uhr, Kornhausforum Bern, Kornhausplatz 18, 2. OG: www.kornhausforum.ch



Wenn der Blick auf ein Papierboot traumatische Erinnerungen hervorruft, stehen die Malaikas wenigstens nicht allein damit da.

Vom Schiff, das Emotionen transportiert

Theater Malaika ist ein Integrationsprojekt, das niederschwellige Theaterarbeit macht. Künstlerisch gilt es, Bilder zu finden für Geschichten aus dem echten Leben.

TEXT DIANA FREI

Nein, eigentlich hätten sie sich nicht gezielt ein Thema vorgenommen, in dem möglichst viel politischer Zündstoff stecke, sagt Brigitte Schmidlin, Leiterin des Theaters Malaika (Swahili für «Engel») und Regisseurin der jeweiligen Produktionen. Trotzdem spielt die Rahmenhandlung des neuen Stücks nun in einem (imaginären) Museum. An einem Ort also, an dem man über Raubkunst stolpert und über Themen wie kulturelle Aneignung. Einem Ort auch, der elitär sein kann und Schauplatz des Ausschlusses, wenn Eintritt verlangt wird.

Bei den Malaikas, wie sie sich nennen, gibt das Museum zunächst ganz einfach den Rahmen vor, in dem Geschichten aus ihren eigenen Lebenswelten gebündelt und erzählt werden. Im letzten Stück war dies ein Brockenhaus mit allerlei Gebrauchsgegenständen, die Erinnerungen anstießen. Jetzt lösen im Museum Gemälde und Ausstellungsobjekte Assoziationen aus und wecken Emotionen, die zu Erzählungen werden. Wie die Knochen von Lucy etwa, zunächst einfach mal ein nüchternes Exponat

einer archäologischen Ausstellung. Lucy, das 3,2 Millionen Jahre alte Skelett, die ältesten Überreste, die man je von einem Menschen gefunden hat (1974 in der Region Afar, Äthiopien; im Amharischen trägt das Skelett den Namen «Du Wunderbare»). Seit 2013 werden die Knochen im Nationalmuseum von Äthiopien in Addis Abeba aufbewahrt, doch waren sie davor jahrzehntelang in den USA ausgestellt. Die Begegnung mit dem eigenen Kulturgut fern der Heimat wird bei den Malaikas nun zur Bühnenszene: Eine geflüchtete Frau aus Äthiopien begegnet Lucy im Museum. Es trennen sie ein paar Millionen Jahre, aber sie teilen ihre Herkunft aus derselben Weltgegend. Die Idee für die Szene hat die Darstellerin – eine Frau aus Äthiopien – selber eingebracht.

Die Stücke werden zusammen mit den Teilnehmer*innen entwickelt, in Improvisationen entstehen erste Szenen. Das Theater Malaika ist ein Integrationsprojekt, das auch Menschen in einem ganz frühen Stadium des Ankommens abholt. Für viele ist es die Zeit des Wartens auf den Asylentscheid, ein zermürbender

Zustand der existenziellen Unsicherheit. Es ist die Zeit, in der sie keine Arbeitsbewilligung haben, keine Lehre beginnen können, in der sie nur Hoffnung haben, aber keine Perspektive. Viele der Malaikas sind Geflüchtete, andere nicht. Manche leben seit Jahrzehnten hier, und auch Schweizer*innen ohne Migrationsgeschichte sind dabei, aus Interesse am Austausch und aus Lust am Theaterspielen. Eine familiäre Truppe, in der man sich hilft, wenn Briefe geschrieben werden müssen, wenn jemand Unterstützung bei der Wohnungssuche braucht oder in bürokratischen Prozessen. Insgesamt sind fünfzehn verschiedene Länder vertreten, von Angola und Niger über Äthiopien, den Iran und Irak, Chile bis nach Afghanistan und England.

Künstlerisch heisst das: Eine niederschwellige Theaterpraxis ist vonnöten. «Bei uns ist sicher speziell, dass dreissig Leute auf der Bühne stehen. Da muss man anders arbeiten, als wenn man ein Dreipersonenstück inszenieren würde. Wir müssen viel konsequenter nach Bildern suchen, die auf der Bühne funktionieren», sagt Brigitte Schmidlin. So gelangt die Truppe zwangsläufig zu einer eigenen Poesie. «Im aktuellen Stück haben wir eine Szene, in der ein grosses Papierschiff hineingezogen wird, und die Malaikas schauen es bloss an», sagt Schmidlin. «Wir hatten in den Proben die Frage diskutiert: Was macht dieses Papierschiff mit uns, mit einem Publikum? Es geht um die Frage, wie man mit einfachen Bildern Gefühle auslösen kann.» So wird das Schiff im Kopf mit Inhalten gefüllt, mit Emotionen verbunden. Ein sinnlicher Moment, doch ein Schiff, so abstrakt es in der Darstellung ist, ruft nicht bei allen schöne Erinnerungen wach. Eine der Mitspieler*innen verlässt für diese Szene den Raum.

Auch das ist ein Thema bei den Malaikas: der Umgang mit Traumata. «Wir versuchen sehr stark und bewusst, dass wir nicht Dinge machen und Themen behandeln, die die Teilnehmer*innen nicht wollen. Es kann aber sein, dass jemand etwas zeigen möchte, was jemand anderem zu viel ist. Dann schauen wir zusammen: Was geht, was ist zu viel? Auch die Frau, die das Schiff nicht erträgt, fragten wir, wie es ihr damit geht, wenn wir die Szene im Stück behalten, während sie hinausgeht. Da sagte sie klar, es sei in Ordnung, sie wolle nur nicht dabei sein. Andernfalls passen wir Dinge an.»

Wie erwähnt, Schmidlin sucht ihn nicht gezielt, den politischen Zündstoff. Doch die Erfahrungen der Teilnehmer*innen fliessen direkt ein, und sie sollen ihren Platz haben. Grundsätzlich versteht sich Malaika als Ort, an dem sich alle sicher fühlen. «Wir lachen in den Proben viel. Ich glaube, wenn jemand vorbeischauen würde, würde gar nicht auffallen, dass hier jemand Probleme hat. Natürlich merkt man den Malaikas an, wenn es ihnen persönlich nicht gut geht, wenn jemand Angst vor der Ausschaffung hat. Aber auf der Bühne versuchen wir möglichst lebendiges Theater zu machen, in dem Freude steckt und bei dem sich die Emotionen auf das Publikum übertragen.»

«Don't touch! Die Malaikas im Museum», Fr, 13. und Sa, 14. Okt., jeweils 19 Uhr, Johanneum, Aemtlerstrasse 43, Zürich; Mo, 4. Dez., 19.30 Uhr, Bernhard Theater, Sechseläutenplatz 1, Zürich.

Catering-Service: Malaika betreibt auch ein Catering mit geflüchteten Menschen und organisiert einmal im Monat ein Begegnungsdinner in der St. Anna-Kapelle Zürich. malaika-kultur.ch

Facetten des Verlusts

Buch Julie Otsuka erzählt mit eindrücklichen Bildern vom Drama der Demenz und von der Liebe einer Tochter zu ihrer Mutter.

Im Schwimmbad tief unter der Stadt ist die Welt noch in Ordnung. Mag oben alles aus den Fugen gehen, hier unten können die Schwimmenden ihren Sorgen entfliehen: körperlichen Beschwerden, beruflichen Dramen, unglücklichen Ehen, gebrochenen Herzen. Doch die heile Parallelwelt ist nicht von Bestand. Eines Tages erscheint ein feiner Riss am Beckenboden, auf den die eingeschworene Badegemeinschaft mit einer ganzen Bandbreite von Verleugnung bis Verschwörungstheorien reagiert. Dann tun sich weitere Risse auf, das Unheil ist nicht aufzuhalten.

Der neue Roman der Autorin Julie Otsuka ist in fünf Kapitel unterteilt, von denen die ersten beiden mit feinem Humor vom Mikrokosmos Schwimmbad, von Vertrautheit und Verlust erzählen. Danach erfolgt ein scharfer Schnitt. Die eigentliche Protagonistin Alice tritt in den Vordergrund. Bis dahin taucht sie nur in einzelnen Sätzen auf, als eine unter vielen, deren Schicksal sich erst aus der Masse herauslösen muss. In diesen Sätzen zeichnet sich das Drama aber bereits ab. Es wird immer deutlicher, dass Alice an Demenz leidet. Auch der Boden, auf dem sie steht, zeigt erste Risse. Das Unheil ist nicht aufzuhalten, die vertraute Welt geht verloren. Die Krankheit schreitet voran, Alice weiss immer weniger und vergisst immer mehr. Und ein neuer Mikrokosmos nimmt sie auf: Belavista, eine gewinnorientierte, auf Effizienz getrimmte Langzeit-Pflegeeinrichtung mit GPS-Sendern, Bewegungssensoren vor den Betten und einem Memory Team. Die Patient*innen sind Kostenfaktoren, jeder Wunsch wird erfüllt – gegen Aufpreis. Glücklicherweise wird an diesem Ort, wer sich an nichts mehr erinnert. Hier wird der Humor der Erzählung bitter und schneidend.

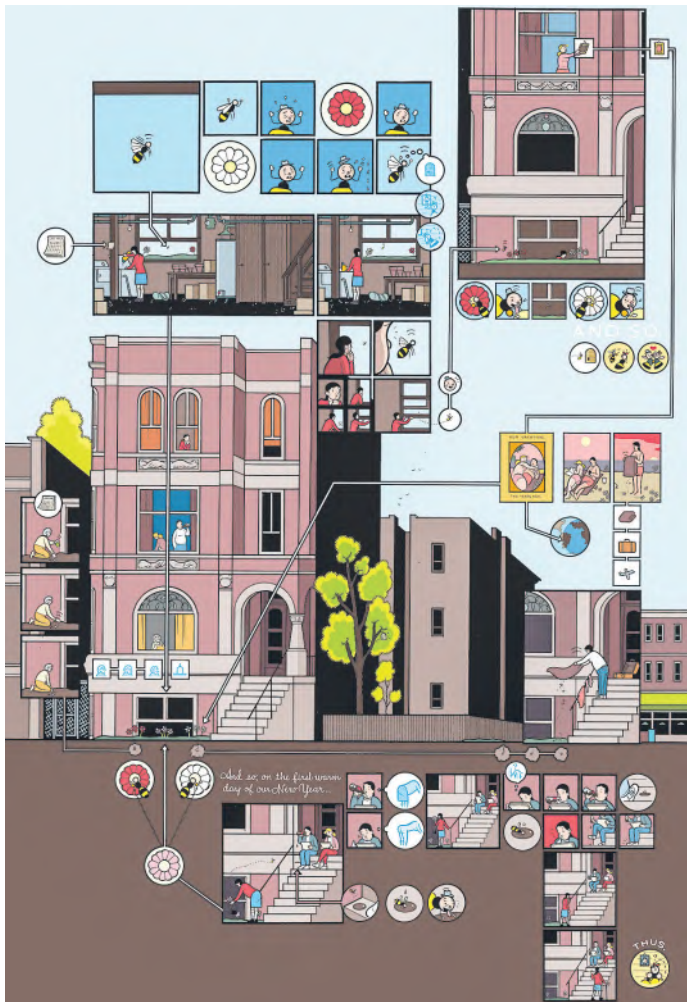
Julie Otsukas «Solange wir schwimmen» schildert Facetten des Verlusts, die sich wie die Splitter eines Kaleidoskops zu einem Roman zusammenfügen. Betont wird dies durch den Stimmenchor, den Otsuka wie schon in ihren früheren Romanen erklingen lässt. Einzelne Stimmen treten solistisch hervor: Alice, ihr Mann und zum Ende hin ihre Tochter. Dieses Ende ist unerwartet versöhnlich. Als Alice dem Augenblick entgegentreibt, in dem sie nicht mehr fragt, wann sie wieder nach Hause kann, und ihren letzten vollständigen Satz spricht, wird sie noch einmal lebendig durch die Liebe ihrer Tochter, die zwar viel Versäumtes bedauert, aber auch viel Berührendes erinnert. Und die ihrer Mutter bei ihren letzten Besuchen im Pflegeheim wieder näherkommt, während sich diese immer weiter entfernt. **CHRISTOPHER ZIMMER**



Julie Otsuka: «Solange wir schwimmen»,
Mare 2023. CHF 29.90

Basel

«Chris Ware – Paper Life», Ausstellung, bis So, 29. Okt., Di bis So, 11 bis 17 Uhr, Cartoonmuseum Basel, St. Alban-Vorstadt 28. cartoonmuseum.ch



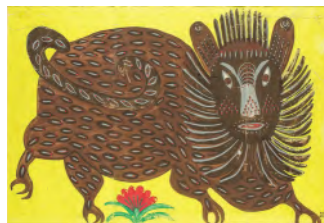
Chris Ware findet: Der Comic ist ganz besonders dazu geeignet, die vielschichtige Erfahrung des menschlichen Bewusstseins und der Erinnerung zu vermitteln. Und natürlich macht es der 1967 geborene US-amerikanische Comicautor und -zeichner auch gleich selber vor. So erzählt er in einer faszinierenden Mischung aus Charakterzeichnung und Bewusstseinsstrom von den Menschen und versucht ein Gefühl für Empathie sogar für jene zu wecken, die es vielleicht nicht mal so offensichtlich verdient hätten. Zu seinen bekanntesten Büchern gehören «Jimmy Corrigan. Der klügste Junge der Welt» (seine erste lange Graphic Novel), «Building Stories» oder «Rusty Brown». In der Schweiz wurde Chris Ware mit seinen Veröffentlichungen im legendären Zürcher «Strapazin» bekannt. Er entwickelte Comics als literarische Sprache weiter und fand zeichnerisch wie erzählerisch zu einer Komplexität, die auch anspruchsvollen sozialen und gesellschaftlichen Themen gerecht wird. Die Retrospektive in Basel wurde in enger Zusammenarbeit mit Chris Ware entwickelt. **DIF**

St. Gallen

«Die Bestie des Krieges – Naive Kunst aus der Ukraine», Ausstellung, bis So, 25. Feb., Di bis Fr, 14 bis 18 Uhr, Sa und So, 12 bis 17 Uhr, open art museum, im Lagerhaus, Davidstrasse 44. openartmuseum.ch

Mit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine ist auch das kulturelle Erbe des Landes bedroht. Baudenkmäler sowie Museen und ihre dort bewahrten Kulturgüter werden beschädigt oder zerstört. So geschehen mit den Gemälden der ukrainischen naiven Künstlerin Maria Prymachenko (1909–1997) bereits am zweiten Tag der Invasion. Die Frie-

denstaube der Künstlerin, «Dove Has Spread Her Wings and Asks for Peace» wurde schnell zum Inbegriff der Friedenshoffnung, geteilt auf verschiedenen Internetplattformen und Social Media. Berühmt sind auch die fantastischen Bestien, mit denen Prymachenko den Krieg anprangert. Dazu kommt, dass bewegliche Kulturgüter Diebstahl und Plünderung ausgesetzt sind. Die Ukraine wird so des materiellen Teils ihrer kulturellen Identität beraubt. Die UNESCO drückte offiziell ihre Betroffenheit aus, international bieten Museen ihre Unterstützung an, Kulturgüter der Ukraine zu schützen. Naive Kunst besitzt eine starke identitätsstiftende Kraft für die Kulturgeschichte des Landes. Die Ausstellung klassischer Naiver Kunst aus der Ukraine mit rund 50 Werken von 23 Künstler*innen im open art museum ist die erste in der Schweiz. **DIF**



Bern

«Die Leinwand beschreiben: von der Literatur zum Film und zurück», Ausstellung, bis Fr, 12. Jan. 2024, Mo bis Fr, 9 bis 18 Uhr, mit Begleitprogramm, Publikationen und Filmreihen in Kooperation mit dem Kino Rex und der Kinemathek Lichtspiel; Schweizerische Nationalbibliothek, Hallwylstrasse 15 www.nb.admin.ch

Was gefilmt sein will, muss oft erst einmal geschrieben werden. Umgekehrt hat der Film seit seiner Erfindung etliche Autor*innen fasziniert, als Symbol moderner Dynamik genauso wie als Inbegriff von Traumwelten: Sie schilderten Erlebnisse in dunklen Kinosälen, stellten sich schreibend selber Filme vor, entwarfen Drehbücher, standen auch hinter der Kamera oder ihre Romane wurden verfilmt. Das Schweizerische Literaturarchiv SLA geht diesen Prozessen mit der Ausstellung in der Nationalbibliothek nach. Die Bestände renommierter Autor*innen wie Blaise Cendrars, Patricia Highsmith, Friedrich Dürrenmatt geben viel her zu der Beziehung zwischen der Welt des Wortes und der des bewegten Bildes. Dazu gibt es literarische Soirées über und mit Film- und Literaturschaffenden wie Heinz Bütler, Hildegard E. Keller, Charles Lewinsky, Klaus Merz, Eva Vitija und anderen. An der Tagung «Bewegte Literaturgeschichte» stehen vom 18. bis 20. Oktober Autorschaft, Text und Archiv in Dokumentarfilm und Biopic im Zentrum. Die Filmreihe im Kino Rex und in der Kinemathek Lichtspiel umfasst zehn Vorträge und zwanzig Filme, und das Rex setzt zusätzlich im November seinen Monatsschwerpunkt auf die Schriftstellerin Patricia Highsmith, deren Nachlass im SLA liegt. **DIF**



ANZEIGE

Wir sind für Sie da.



grundsätzlich ganzheitlich

365 Tage offen von 8-20 Uhr
St. Peterstr. 16 | 8001 Zürich | 044 211 44 77
www.stpeter-apotheke.com



Tour de Suisse

Pörtner in Sursee



Surprise-Standort: **Bahnhof**

Einwohner*innen: **10746**

Anteil ausländische Bevölkerung in Prozent: **17,8**

Sozialhilfequote in Prozent: **3,2**

Prominenz: **Hans Küng (1928–2021), Schweizer Theologe und Kirchenkritiker, wurde in Sursee geboren und ist Ehrenbürger.**

Auf einer Brandmauer begrüsst einen ein vermummter Schwan – es könnte auch eine Schwänin sein –, die sich eine Art Socke oder doch eher eine Kettenhaube übergestülpt hat. Daran prangt ein Badge mit der Aufschrift «I heart Sursee». Ob das Tier deshalb nicht erkannt werden will oder was der Grund ist, weshalb es sein Gesicht oder zumindest seinen Hals verbirgt, ist nicht ganz klar. Vielleicht ist es auch bloss ein Schutz gegen die Kälte, die allerdings am anderen Ende des an diesem Tag herrschenden Temperaturspektrums liegt.

In Sursee befinden sich viele Ableger eines grossen Unternehmens der Schweiz, eines, in dem die Landwirtschaft und die Industrie zusammenfinden, entsprechend industriell wirken die Gebäude, die mit Fruchthof oder Ufa angeschrieben

sind und in denen Agrarprodukte gelagert und verarbeitet werden. Vielleicht auch zu jenem alkoholfreien Wein, für den vor dem Restaurant Weinhof geworben wird, das dem Bahnhofs-Bistro gegenüberliegt, letzteres ist ein Imbissstand. Es gibt einen Bestand an alten Herrschaftshäusern mit verwinkelten Dachlandschaften, daneben viele kantige, viereckige Wohn- und Gewerbebauten.

Arbeit findet man im Temporärbüro Chrapfcheibe, vermutlich anstrengende körperliche Arbeit wie jene auf der nebenan gelegenen Baustelle, wo das Geschäft für Bergsport in einem Jahr wieder seine Türen öffnen wird. Auch für Nachwuchs ist gesorgt, neben den Namenstafeln der Kinder sind gleich die Wegweiser mit den Distanzen zu verschiedenen Verwandten und Bezugs-

personen angebracht. Wer statt Kindern lieber Hunde erzieht, kann sich hier auf die Hundepflege NHB vorbereiten und danach als Hundetrainer*in arbeiten. Sursee scheint auch ein Kompetenzzentrum für die Augen zu sein, neben einer Tagesaugenklinik gibt es die Praxis Argusaugen und das Optikgeschäft Eye See, weiter vorne die Filiale eines deutschen Brillendiscounters.

Eine Art eigene Innenstadt bildet das dreiteilige Einkaufszentrum Surseepark, das sich der Hauptstrasse entlang erstreckt und in dem es neben den üblichen Grossverteilern, Brand- und Unterbrand-Geschäften auch einen simplen Aufenthaltsraum gibt, in dem man konsumfrei verweilen kann. Vor einem der zahlreichen Eingänge steht das Denkmal der unbekanntenen Hausfrau, die Statue einer Mutter mit Kind im Arm und Einkaufstasche in der Hand. Bekannt ist hingegen die Frau, die sich gegenüber auf einem Plakat für die Wahl in die Controlling Kommission empfiehlt, ein doch sehr spezifischer Posten, um den nur selten Wahlkämpfe geführt werden.

Es finden aber nicht nur Wahl-, sondern auch Wettkämpfe statt, eine vier Tage dauernde Weltmeisterschaft gar, und zwar im Seilziehen, was wiederum zur Landwirtschaft passt. Nicht ganz so international geht es wahrscheinlich beim Polyathlon zu, der in der Stadthalle stattfindet und vom Turnverein organisiert wird. Was genau ein Polyathlon ist, kann man dort herausfinden. Ob es etwas mit Schwänen zu tun hat, ist nicht belegt, wahrscheinlich eher nicht, auf der Ankündigung sind nämlich Frösche abgebildet.



STEPHAN PÖRTNER

Der Zürcher Schriftsteller Stephan Pörtner besucht Surprise-Verkaufsorte und erzählt, wie es dort so ist.

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

01	Gemeinnützige Frauen Aarau
02	Zubi Carrosserie, Allschwil
03	Beat Hübscher, Schreiner, Zürich
04	AnyWeb AG, Zürich
05	Fachschule LIKA, Stilli b. Brugg
06	Beat Vogel – Fundraising-Datenbanken, Zürich
07	Buchhaltungsbüro Balz Christen, Dübendorf
08	Ref. Kirche, Ittigen
09	Gemeinnütziger Frauenverein Nidau
10	Stoll Immobilientreuhand AG, Winterthur
11	Hausarztpraxis Tannenhof, Tann-Rüti
12	Benita Cantieni CANTIENICA®
13	Arbeitssicherheit Zehnder, Zürich
14	Madlen Blösch, Geld & so, Basel
15	Breite-Apotheke, Basel
16	Spezialitätenrösterei derkaffee, derkaffee.ch
17	Boitel Weine, Fällanden
18	Farner's Agrarhandel, Oberstammheim
19	Sublevaris GmbH, Brigitte Sacchi, Birsfelden
20	Kaiser Software GmbH, Bern
21	InoSmart Consulting, Reinach BL
22	Maya-Recordings, Oberstammheim
23	Scherrer & Partner GmbH, Basel
24	BODYALARM – time for a massage
25	EVA näht: www.naehgut.ch

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Caroline Walpen

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

GEMEINSAM SCHAFFEN WIR CHANCEN

Nicht alle haben die gleichen Chancen auf dem ersten Arbeitsmarkt. Aus diesem Grund bietet Surprise individuell ausgestaltete Teilzeitstellen in Basel, Bern und Zürich an – sogenannte Chancenarbeitsplätze.

Aktuell beschäftigt Surprise acht Menschen mit erschwertem Zugang zum Arbeitsmarkt in einem Chancenarbeitsplatz. Dabei entwickeln sie ihre persönlichen und sozialen Ressourcen weiter und erproben neue berufliche Fähigkeiten. Von unseren Sozialarbeiter*innen werden sie stets eng begleitet. So erarbeiteten sich die Chancenarbeitsplatz-Mitarbeiter*innen neue Perspektiven und eine stabile Lebensgrundlage.

Einer von ihnen ist Negussie Weldai

«In meinem Alter und mit meiner Fluchtgeschichte habe ich schlechte Chancen auf dem 1. Arbeitsmarkt. Darum bin ich froh, bei Surprise eine Festanstellung gefunden zu haben. Hier verantworte ich etwa die Heftausgabe oder übernehme diverse Übersetzungsarbeiten. Mit dieser Anstellung ging ein grosser Wunsch in Erfüllung: Meinen Lebensunterhalt wieder selbst und ohne fremde Hilfe verdienen zu können.»



Schaffen Sie echte Chancen und unterstützen Sie das unabhängige Förderprogramm «Chancenarbeitsplatz» mit einer Spende.

Mit einer Spende von 5000 Franken stellen Sie die Sozial- und Fachbegleitung einer Person für ein Jahr lang sicher.

Unterstützungsmöglichkeiten:

1 Jahr CHF 5000.-

1/2 Jahr CHF 2500.-

1/4 Jahr CHF 1250.-

1 Monat CHF 420.-

Oder mit einem Betrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

Surprise, 4051 Basel

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Vermerk: Chance

Oder Einzahlungsschein bestellen:

+41 61 564 90 90

info@surprise.ngo

oder surprise.ngo/spenden



**SURPRISE
WIRKT**

**Herzlichen Dank
für Ihren wichtigen
Beitrag!**

#557: Die neuen Märtyrer

«Wie muss das für die Mütter sein?»

Mit viel Interesse habe ich die Reportage von Klaus Petrus aus Palästina gelesen. Sie hebt sich wohltuend von anderen Berichten über diesen Konflikt ab, die meist Aspekte behandeln, die schon hinlänglich bekannt sind. Der Blick in Ihrem Artikel war für mich neu und hat mich zum Denken angeregt. Eine Frage stellt sich mir: Wie muss das für die Mütter der palästinensischen Jugendlichen sein, die offenbar bereit sind, bis an Äusserste zu gehen und dabei sogar ihr Leben zu riskieren? Sind die Mütter stolz darauf, dass ihre Söhne als Märtyrer sterben (wollen)? Oder möchten sie am liebsten in die Welt hinausschreien, dass dieser Konflikt und das Sterben völlig sinnlos sind? Dürften sie das überhaupt oder würde es sie zu Verräterinnen machen?

FABIENNE SIRAUTL, ohne Ort

#Strassenmagazin

«Keinerlei Anreiz»

Bis heute hat sich mir noch nie erschlossen, warum man das Magazin kaufen sollte. Es hat keinerlei Anreize.

MARTIN WIDMER-PHUTADON, Facebook

«Lesenswert»

Surprise – immer wieder lesenswert.

CHRISTOPH LÖRTSCHER, Facebook

#553: Das Schöne in dir

«Famose Idee»

Dieser Bericht hat mir gut gefallen. Ich denke, so ein Projekt würde auch in den Städten der Schweiz Anklang finden. Passend dazu das Verkäuferinnen-Porträt von Senait Arefaine, die zwar Frisörin gelernt hat, hier aber keine Anstellung findet. Würde sie eine finden, könnte sie sicher auch ihr Deutsch ausbauen. Eine solche Begegnungsstätte ist eine famose Idee und muss ja nicht nur auf Schönheit limitiert werden. Zusammen basteln, werkeln, reparieren ... viele Leute können unterschiedliche Begabungen an einen Tisch bringen und man kommt sich auch interkulturell näher.

CARLA SEILER, Basel

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T+41 61 564 90 90
Mo-Fr 9-12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11
M+41 79 636 46 12

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93
M+41 79 389 78 02

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, tto1 Media
T +41 43 321 28 78
M+41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Diana Frei (dif)
Sara Winter Sayilir (win), Klaus Petrus (kp)
Reporterin: Lea Stuber (lea)
T+41 61 564 90 70
F+41 61 564 90 99
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Carlo Knöpfel,
Yvonne, Kunz, Isabel Mosimann, Fatima
Moumouni, Stephan Pörtner, Priska
Wenger, Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Denise Brechbühl, Heini Hassler, Hans
Peter Jost, Anika Maaß, Eveliina Marty,
Marian Wild

Wiedergabe von Artikeln und Bildern,
auch auszugsweise, nur mit Geneh-
migung der Redaktion. Für unverlangte
Zusendungen wird jede Haftung
abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

27020

Abonnemente

CHF 250.-, 25 Ex./Jahr

Helfen macht Freude, spenden Sie jetzt.

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.- (Europa: CHF 305.-)

Reduziert CHF 175.- (Europa: CHF 213.50.-)

Gönner-Abo für CHF 320.-

Probe-Abo für CHF 40.- (Europa: CHF 50.-), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.- (Europa: CHF 35.-)

Halbjahres-Abo CHF 120.-, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.-

Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

Bestellen

Email: info@surprise.ngo
Telefon: 061 564 90 90

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



«Ein herzliches Dankeschön»

«Ich habe während mehr als zehn Jahren, wenn immer möglich von Montag bis Samstag, von sieben bis zehn Uhr morgens am Bahnhof Olten Surprise verkauft. Jetzt ist leider Schluss. Ich habe mich von der Herzoperation vor drei Jahren und der Operation am Magen diesen Frühling einfach nicht mehr richtig erholt. Was mich früher bei der Arbeit so aufgestellt hat, nämlich das Treffen und Reden mit den unterschiedlichsten Leuten, ist mir jetzt zu anstrengend.

Der Entscheid fiel mir nicht leicht. Ich habe sehr gerne Surprise verkauft, unter anderem weil ich meine eigene Chefin war. Ich konnte die Arbeit selbst einteilen, meine Pausen alleine bestimmen und mit Menschen aus aller Welt plaudern. Und zwar so lange, wie ich Lust hatte. Spannend war auch, dass ich mit Leuten aus den verschiedensten Schichten in Kontakt kam, mit Direktoren und Ärzten genauso wie mit Randständigen. Einen Drogensüchtigen werde ich nie vergessen: Dem habe ich einmal zwanzig Franken gegeben, weil er pleite war. Jahre später kam er auf mich zu, streckte mir eine Zwanzigernote entgegen und sagte, die sei von seinem ersten Lohn, er habe sich gefangen und mache jetzt eine Lehre. Ein anderer junger Mann wollte ein Heft kaufen, hatte aber kaum Geld. Er ist daraufhin ein Jahr lang immer wieder bei mir vorbeigekommen und hat mir meistens so fünfzehn oder zwanzig Rappen gegeben, bis er den ganzen Betrag für ein Heft schliesslich abgestottert hatte!

Ich habe viel Schönes und Bleibendes erlebt in den Jahren als Verkäuferin, dafür bin ich sehr dankbar – an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön an all meine Kundinnen und Kunden. Auch der Organisation Surprise sage ich Merci. Als ich damals als über 55-jährige längere Zeit erfolglos auf Stellensuche war, konnte ich unbürokratisch und von einem Tag auf den andern mit dem Heftverkauf beginnen. Und später wurde ich in das Surprise-Spezialprogramm SurPlus aufgenommen, das langjährigen Verkaufenden ein Taggeld bei Krankheit und bezahlte Ferien in der Höhe der durchschnittlichen Einnahmen garantiert. Das hat mir sehr geholfen, denn vorher musste ich die finanziellen Schwankungen bei Krankheit oder Freitagen immer selbst auffangen.

Für die kommenden Monate habe ich mir vor allem vorgenommen, mich zu erholen und richtig zu Kräften zu kommen. Was ich aber schon jetzt regelmässig unternehme, ist einmal im Monat der Ausflug ins Fribourgsche, nach Zumholz, wo ich mich mit meiner Cousine und einer Freundin treffe. Im Nachbardorf



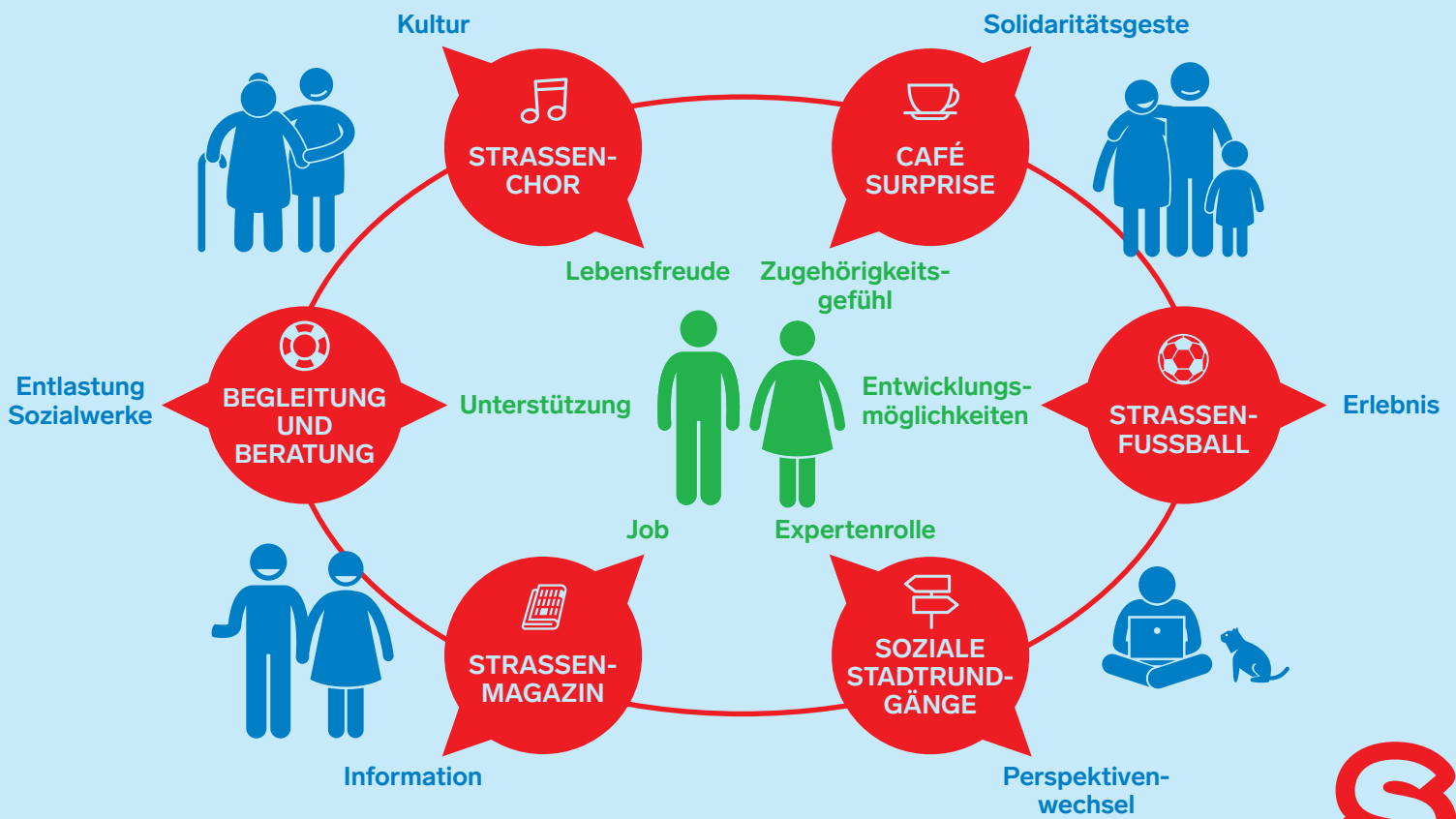
FOTO: BODARA

Gabi Disch, 55, verkauft Surprise in Zürich, Buchs und Chur und schätzt den Kontakt mit den Leuten, sei es auf der Strasse oder im Radiostudio.

Brünisried bin ich aufgewachsen. Wenn ich bis im Frühling wieder auf dem Damm bin, möchte ich eine Freundin in Graz besuchen, wahrscheinlich zusammen mit meinem Sohn und meinem Enkel. Früher, als junge Frau, habe ich weitere Sprünge gewagt, neben Ländern in Europa habe ich zweimal Südafrika bereist. Beim zweiten Mal habe ich einen 76-jährigen Nachbarn von mir begleitet, der seinen Sohn in Südafrika besuchen wollte. Mit ihm zusammen habe ich den berühmten und unvergesslichen Kruger-Nationalpark besucht. Da ich erst jetzt wieder angefangen habe, meinen Haushalt selbst zu erledigen, wäre eine Reise dorthin für mich im Moment undenkbar, aber reizen täte es mich schon zu sehen, wie Südafrika heute ist. Ich habe das Land noch zur Zeit der Apartheid erlebt – unglaublich.

Für mich ist das Zusammenleben verschiedener Kulturen seit meiner Kindheit eine Selbstverständlichkeit, denn ich spielte damals oft mit den Kindern der Jenischen und ging in deren Wohnwagen ein und aus, manchmal kamen sie auch zu uns. Später in meiner Tätigkeit als Krankenpflegerin hatte ich ebenfalls mit den verschiedensten Menschen zu tun. Von daher war die Arbeit bei Surprise wie auf mich zugeschnitten.»

Aufgezeichnet von **DENISE BRECHBÜHL**



SURPRISE WIRKT

Surprise unterstützt seit 1998 sozial benachteiligte Menschen in der Schweiz. Unser Angebot wirkt in doppelter Hinsicht – auf den armutsbetroffenen Menschen und auf die Gesellschaft. Wir arbeiten nicht gewinnorientiert, finanzieren uns ohne staatliche Gelder und sind auf Spenden und Fördergelder angewiesen. Spenden auch Sie. surprise.ngo/spenden | Spendenkonto: PC 12-551455-3 | IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3



Bild: Marc Bachmann

SURPRISE WIRKT GEGEN ARMUT UND AUSGRENZUNG



**Ermöglichen Sie Selbsthilfe.
Spenden Sie jetzt.**

Spendenkonto: Verein Surprise, CH-4051 Basel
IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3
www.surprise.ngo



SOZIALE STADTRUNDGÄNGE



**ERLEBEN SIE ZÜRICH, BASEL
UND BERN AUS EINER
NEUEN PERSPEKTIVE.**

Menschen, die Armut, Ausgrenzung und Obdachlosigkeit aus eigener Erfahrung kennen, zeigen ihre Stadt aus ihrer Perspektive und erzählen aus ihrem Leben. Authentisch, direkt und nah.

Buchen Sie noch heute einen Sozialen Stadtrundgang in Zürich, Basel oder Bern.
Infos und Terminreservation: www.surprise.ngo/stadtrundgang


**SURPRISE
WIRKT**